

# Entlarvt.

Criminal-Romane von Wilhelm Mundt.

(Fortsetzung.)

„Ich wüßte nicht weßhalb“, erwiderte Lecocq. „Wenn wir kein besonderes Bedenken haben, werden wir den Grafen Tremorel, so denke ich, noch vor Abend finden.“

„Wirklich?“

„Allerdings, ja ich möchte sagen: ich bin dessen sicher. Seit gestern denke ich an nichts Anderes, als an diesen Elenden — ich muß, ich will ihn haben, und es wird mir gelingen.“

„Aber wann?“ meinte der Friedensrichter.

„Ich sagte Ihnen, schon noch vor Abend — aber zur Vorsicht wollen wir ja — vielleicht morgen, vielleicht auch erst in einem Monat — es hängt das Alles von der Richtigkeit meiner Berechnungen von der Genauigkeit meines Planes ab.“

„Also haben Sie Ihren Plan bereits entworfen?“

„Ganz genau festgestellt.“

„Und darf man Ihren festgestellten Plan wissen?“ fragte der Friedensrichter gespannt.

„Run, die Sache ist so schwierig nicht, als es scheint“, antwortete der Agent.

„Ich gehe dabei von dem Charakter des Grafen aus. Ist er ein Mensch, der eine außergewöhnliche Klugheit an den Tag gelegt hat? Wir dürfen wohl sagen: nein — denn es ist uns ja schon gelungen, seine Ränke und Pläne aufzudecken. Aber ist er andererseits ein Dummkopf? Mit Nicht-ten — denn beinahe hätten seine Manöver Leute getäuscht, die schon einige Erfahrungen in dergleichen Dingen besitzen.“

„Es wird also ein Mann von mittelmäßiger Begabung sein, dem Erziehung, Veltüre, seine täglichen Beziehungen zu vielen Kreisen eine Menge Kenntnisse und Erfahrungen verschafft haben, die er benutzt hat — Uebrigens wird er an Charakter weich, schwach und schwankend sein und nur in der äußersten Noth sich zu einem thatkräftigen Handeln aufraffen.“

„Wir haben gesehen, wie er vor bestimmten Entschlüssen ängstlich zurückschreckt und immer neue Vermittelungen, neuen Aufschub sucht.“

„Seine Wünsche hält er leicht für vollendete Thatsachen. Endlich scheint es mir feige zu sein.“

„Und in welcher Lage befindet er sich?“

„Er hat seine Gattin getödtet, er lebt in der Hoffnung, daß man auch an seiner Ermordung nicht zweifelt, und befindet sich im Besitze einer Summe, die einer Million nahe kommt oder sie gar übersteigt.“

Lecocq hatte sich unterdeß erhoben und durchschritt sein Arbeitskabinett, wie er es gewöhnlich that, wenn er seine polizeilichen Theorien entwickelte und darlegte.

„Sehen wir also“, fuhr er fort, „wie ich es anlegen muß, um die vermutliche Haltung eines Menschen zu entdecken, dessen Vorleben, dessen Charakter und Geistesbildung mir bekannt sind.“

Zunächst lege ich meine eigene Individualität ab und suche mich ganz an die Stelle und in die Lage meines Mannes hineinzuversetzen. Ich höre dann ganz auf, Polizeia- gent zu sein, um nur dieser Mensch zu sein.“

„Sehen wir also zunächst, welches die Erwägungen eines Mannes gewesen sein müssen, der sich so tief genug gegeben ist, um zuerst seinen Heim und später seine Gattin ermorden zu können.“

Wir dürfen mit gutem Grunde annehmen, daß der Graf sich erst nach langem Zögern zum Verbrechen entschlossen hat. Von dem Augenblicke an, wo der Entschluß zum Verbrechen bei ihm feststand, hat er sich gesagt: „Meine Frau ermordet; dann meinen Maßregeln hält man auch mich für ermordet; ich habe Geld — was soll ich thun?“ Tremorel hat unter allen Mitteln zur Flucht, von denen er hatte sprechen hören, oder die er sich selbst ausgedacht hatte, notwendig das sicherste und schnellste auswählen müssen.“

„Hat er daran gedacht, sein Vaterland ganz zu verlassen?“

„Das ist mehr als wahrscheinlich. Und doch hat er vernünftiger Weise sich sagen müssen, daß es gerade im Auslande schwer ist, eine jede Spur von sich abzulenken und sie auszulöschen.“

Um der Strafe wegen eines Vergehens zu entgehen, gibt es allerdings nichts Besseres, als Frankreich zu verlassen. Indes die Grenze zu überschreiten wegen eines Verbrechens, über welches Auslieferungsvorträge bestehen — das würde eine große Thorheit sein.“

Denken Sie sich nur einen Menschen in

einem fremden Lande, dessen Sprache er nicht versteht — sofort lenkt sich Aller Aufmerksamkeit auf ihn, man beobachtet ihn auf Schritt und Tritt — er thut nicht das Geringste, ohne bemerkt zu werden, er macht nicht die kleinste Bewegung, die der Neugierde der Missethäter entginge.“

„Aber vielleicht hat der Graf daran gedacht, den Ozean zu überschreiten und das freie Amerika zu erreichen? Aber er muß sich wenigstens einschiffen — und von dem Tage an, wo man den Fuß auf den Boden eines Schiffes setzt, kann man sich als verloren betrachten.“

Sundert gegen eins ist zu wetten, daß man bei seiner Ankunft im Hafen einen Agenten antreffen wird, der mit einem Haftbefehl versehen ist.“

Derart sind offenbar die Erwägungen des Grafen Tremorel gewesen. Ohne Zweifel hat er sich der vielen mißglückten Versuche erinnert, sowie der Hunderte von Verhaftungen, die jenseits des Ozeans erfolgt sind, und so hat er, wie es mir scheint, überhaupt darauf verzichtet, ins Ausland zu flüchten.“

„Das ist klar wie die Sonne“, rief der Friedensrichter aus. „In Frankreich selbst werden wir den Schuldigen suchen müssen.“

„Ganz richtig“, versetzte Lecocq, „dieser Ansicht bin ich auch. Prüfen wir also, wo und wie man sich in Frankreich verbergen kann.“

Sollte es in der Provinz möglich sein? Nein, offenbar nicht.“

In Bordeaux, einer unserer größten Verkehrsmittelpunkte, kennt man gleich Jeden, der nicht aus Bordeaux ist — und die Missethäter und Boutiquiers ran- nen sich gleich zu:

„Kennst Du diesen Herrn, der da vorbeigeht?“

Indes gibt es noch zwei Städte, wo man unbemerkt verweilen kann — Marseille und Lyon. Aber sie sind sehr weit entfernt und es kostet eine lange, beschwerliche Reise bis dahin. Und nichts ist so gefährlich für die Herren Verbrecher, als die Eisenbahn, seitdem wir den elektrischen Telegraphen besitzen. Man kann fliehen, wahr, auch sehr schnell, ganz gewiß, aber sobald man einen Waggon betreten, hat man sich jeden Ausweg gerade abgeschnitten, und bis zu dem Augenblicke, wo man aussteigt, bleibt man in der Gewalt der Polizei.“

„Lassen wir also alle Provinzialstädte außer Betracht, desgleichen auch Marseille und Lyon.“

„Es ist in der That unmöglich“, sagte der Friedensrichter, „sich in der Provinz zu verbergen.“

„So verengt sich das Gebiet unserer Nachforschungen ganz außerordentlich. Wir lassen das Ausland, die Provinz, die großen Städte ganz außer Betracht — es bleibt nur noch Paris übrig. In Paris — und nirgendwo anders, lieber Herr Friedensrichter, müssen wir Tremorel suchen“, entgegnete der Agent.

„Paris ist groß“, meinte der Friedensrichter.

Der Agent lächelte.

„Sagen Sie lieber, sehr, sehr groß, ja unermesslich. Und dennoch für die Polizei nicht so groß, als es scheinen möchte.“

Ganz Paris ist für die Leute aus der Straße von Jerusalem, was ein Ameisen- haufen für die Loupe eines Naturforschers ist. Vielleicht fragen Sie mich, wie es dennoch ist, daß es in Paris noch eine große Menge Verbrecher von Profession giebt? Unglücklicherweise sind wir nicht Herr im Hause, wie man zu sagen pflegt. Das Gesetz verurtheilt uns dazu, uns nur Höflichkeitsschranken zu bedienen — solchen Leuten gegenüber, für die schließlich alle Mittel gut sind.“

„Aber“, meinte der Friedensrichter, „gegen Tremorel liegt jetzt ein Haftbefehl vor.“

„Ganz gut, aber gibt der Haftbefehl mir auch zugleich das Recht, alle Häuser zu durchstöbern, wo ich den Angeklagten etwa vermuthe? Nein! Finde ich mich bei einem der früheren Freunde ein — man wird mir die Thür vor der Nase zuschlagen!“

„Sie sagten“, versetzte der Friedensrichter, „daß wir den Grafen in Paris zu suchen hätten?“

„Ganz richtig“, antwortete Lecocq in etwas ruhigerem Tone. „Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß unser Mann sich nicht weit von hier, vielleicht nur einige Straßen entfernt, aufhalten muß.“

Mein Leute haben schon einigen Verdacht — aber verfolgen nur die Wahrscheinlichkeiten. Der Graf kennt sein Paris zu gut, um zu hoffen, sich auch nur eine einzige Woche in einem Hotel oder auf einem möblirten Zimmer verbergen zu können.“

Er weiß zu gut, daß die Hotel garnis ein besonderer Gegenstand der Ueberwachung Seitens der Polizei sind. Er hatte Zeit genug vor sich — also hat er höchst wahrscheinlich schon längst daran gedacht, sich irgendwo ein passendes Appartement zu mietzen.“

Vor ungefähr einem oder anderthalb Monaten hat er drei oder vier Reisen nach Paris gemacht“, warf der Friedensrichter ein.

„Dann bleibt gar kein Zweifel mehr übrig“, versetzte der Agent. „Unter einem falschen Namen hat er ein Appartement bestellt, er hat den Miethzins für eine bestimmte Zeit voraus bezahlt — wahr- scheinlich ist er jetzt zu Hause in seiner neuen Wohnung.“

„Ich sehe nur zu gut, daß Sie auf der richtigen Fährte sind“, sagte der Friedensrichter mit etwas verdrießlicher Miene; „aber werden wir es denn nun dem Zufalle überlassen, daß er uns den Elenden in die Hände spielt?“

„Können wir doch nicht in diesem großen Paris ein Haus nach dem andern durchstöbern!“

„Dieser Gedanke ist auch mir gekommen“, antwortete der Agent nachsinnend.

„Erlauben Sie“, fuhr der Friedensrichter fort, „nachdem der Graf Tremorel ein Appartement gemietet, hat er not- wendigerweise auch daran denken müssen, es auch zu möbliren, nicht wahr?“

„Ganz gewiß.“

„Und wahrscheinlich ganz luxuriös — schon deshalb, weil er den Luxus liebt und Geld genug hat.“

Der Friedensrichter hielt einen Augenblick inne.

„Aber“, sagte der Friedensrichter dann nachdenklich, „vielleicht wird uns dies wenig nützen!“

„Nichts nützen?“ rief der Agent höchlich verwundert. „Im Gegentheil, glaube ich wird uns gerade dieser an und für sich vielleicht geringfügige Umstand sehr gut zu Statten kommen, wie Sie sehen werden.“

Da der Graf jedenfalls viele und schöne Möbel zu haben wünscht, so wird er keine Lust haben, die Magazine abzulaufen, um Einkäufe zu machen. Er wird einfach zu einem gewöhnlichen Agenten seine Zuflucht genommen haben. . . . Nicht zu einem sehr bekannten oder viel gesuchten, denn sonst würde er Gefahr laufen, erkannt zu werden. . . . Jedenfalls wird er sich unter falschem Namen vorgestellt haben, wohl unter demselben, unter welchem er auch seine Wohnung gemietet hat. . . . Er wird dem Agenten, um aller weiteren Mühewaltung überhoben zu sein, den Auftrag gegeben haben, Alles vollständig fertig zu liefern und an Ort und Stelle zu besorgen. . . . Dieser Agent oder Kaufmann wird je- falls den Namen dieses reichen Kunden behalten haben, der gar nicht gefürchtet und haargenau bezahlt hat, und würde ihn wieder- kennen, wenn er ihn noch einmal sähe.“

„Ein herrlicher Gedanke!“ rief der Friedensrichter voll Freude aus. „Schnell, schnell, verschaffen wir uns einige Portraits vom Grafen Tremorel, und schicken wir Jemanden nach Orzival.“

Die Lippen des Agenten umspielte ein feines Lächeln.

„Sagen Sie ohne Sorge“, sagte er dann, „ich habe das Nöthige bereits be- sorgt. Gestern, während der Untersuchung habe ich drei Photographien von dem Grafen zu mir gesteckt. Heute Morgen habe ich mir die Adressen sämtlicher Mö- belagenten von ganz Paris verschafft und drei Listen daraus gebildet. Zu dieser Stunde durchlaufe drei meiner Leute, jeder mit einer Liste und einer Photogra- phie des Grafen, ganz Paris, gehen von einem Agenten zum andern und fragen: Ist das der Herr, der Ihnen neulich einen großen Auftrag gegeben hat? Und ant- wortet einer von Ihnen ja, dann haben wir unseren Mann.“

„Ja, ganz gewiß“, rief der Friedensrichter, bleich vor Aufregung, „dann haben wir ihn.“

„Sachte, noch nicht, triumphiren wir nicht allzu früh. Es ist immerhin möglich, daß der Graf die Vorsicht gebraucht hat, nicht in eigener Person zu dem Agenten zu gehen.“

In diesem Falle. . . ja, dann wären wir noch nicht so rasch am Ziele. . . . Aber er hat schwerlich daran ge- dacht. . . .“

In diesem Augenblicke öffnete Janouville leise die Thür und rief mit ihrer Baß- stimme:

„Es ist servirt!“

Indes der Friedensrichter verspürte wenig Appetit. Es war ihm fast un- möglich, an etwas Anderes zu denken, als an den famosen Plan des Agenten. Es dau- erte ihm zu lange, ehe er den Grafen in sicherem Gewahrsam wußte.

In diesem Augenblicke, ertönte draußen die Klingel. Gleich darauf stieg Janouville den Kopf zur Thür hinein und sagte:

„Ein Agent von Courbeil, Namens Coulaud, wünscht Sie zu sprechen. Soll ich ihm öffnen?“

„Ja, und laß ihn dann hier eintreten.“

Sogleich trat Coulaud ein — in stramm- ter militärischer Haltung, in seine besten Festgewänder gekleidet.

„Was kommt Du hier zu suchen“, fuhr Lecocq den Beamten barsch an, „und wer hat sich herausgenommen, Dir meine Adresse zu geben?“

„Mein Herr“, sagte Coulaud, durch die- sen nicht weniger als lebenswichtigen Empfang sichtlich eingeschüchtert, „ent- schuldigen Sie gütigst, ich bin von dem Herrn Doktor Gendron geschickt, um dem Herrn Friedensrichter von Orzival diesen Brief hier zu übergeben.“

„In der That“, bemerkte der Friedens- richter, „habe ich den Doktor gestern Abend gebeten, mich durch einen Boten von dem Resultate der Leichenschau in Kenntniß zu setzen und ich habe mir die Freiheit genommen, diesen Boten in Ihre Wohnung zu bestellen.“

Lecocq wollte seinem Gaste den Brief übergeben, welchen Coulaud ihm eben hin- gereicht hatte.

„O!“ sagte der Friedensrichter, „öffnen Sie ihn, es sind keine Geheimnisse da- rin.“

„Gut denn“, sagte der Agent, „aber gehen wir in unser Cabinet.“ Dann rief er Janouville.

„Du wirst dem Manne ein Dejeuner be- reiten.“

„Coulaud hast Du heute Morgen schon gegessen?“ wandte er sich zu dem Polizei- beamten.

„Ein wenig. . .“ antwortete dieser schüchtern.

„Dann nimm einen guten Bissen zu Dir und trinke eine gute Flasche Wein auf meine Gesundheit.“

Als Lecocq mit dem Friedensrichter von Orzival wieder in seinem Cabinet war, sagte er:

„Sehen wir jetzt, was uns unser guter Doktor schreibt.“

„Mein lieber Fleury!“

Du hast mich um umgehende sichere Nachricht gebeten; ich beileide mich, ei- nige wenige Zeilen hinzuworfen, die ich, wie verabredet, bei unserem Zauberer abgehen lasse. . . .“

„O“, murmelte der Agent sich unterbre- chend, „der Doktor ist in der That zu schmeichehaft!“

Trotzdem gefiel ihm das Compliment nicht wenig.

„Heute Morgen um 3 Uhr“, fuhr der Agent in der Fortsetzung fort, „haben wir die Ausgrabung der Leiche des armen Sau- vestre bewirken lassen. Mein Verfahren war einfacher, als man vielleicht vermuthen sollte. Nachdem ich die verdächtigen Stoffe in zweimal so großer Menge Alkohol hatte tauchen lassen, ließ ich vorsichtig die Flüssigkeit in ein Gefäß mit wenig hohen Rändern abfließen, dessen Boden mit einem Papier bedeckt ist, auf welchem ich nach der Uebersicht meine Reagenzien habe fixiren können.“

Wenn das Papier seine Farbe nicht änderte, so war kein Gift vorhanden — im entgegengesetzten Falle ist an dem Vorhandensein des Giftes nicht zu zweifeln. Nun aber mußte mein Papier, von hellgelber Farbe, sollten wir uns nicht täu- schen, braune Flecken zeigen oder vollstän- dig die braune Farbe annehmen. Im Voraus hatte ich dem Untersuchungsrichter und den mir beigegebenen Sachverständigen meine Erfahrungen mitgetheilt und dargestellt. Und was zu sehen war mir vergönnt! Bei dem ersten Tropfen Alko- hol färbte sich das Papier sogleich in's tiefste Braun. Die Stoffe, welche ich der Untersuchung unterworfen hatte, waren buchstäblich mit Alomit gesättigt. Nie- mals habe ich in meinem Laboratorium nur so überraschende Resultate erzielt. Ich erwarte freilich bei den öffentlichen Ver- handlungen, daß man die Gewissheit mei- nes Versuches bestreitet wird, aber ich habe Mittel in der Hand, alle Einwendun- gen sogleich zu widerlegen und alle Che- miker, die man mir entgegenstellen wird, von der Richtigkeit meiner Ansichten zu überzeugen. Daß mir dieser Erfolg eine nicht geringe Genugthuung bereitet, kannst Du wohl denken. . . .“

Gendron.

„Er hat ganz Recht“, meinte der Agent, nachdem er geendet hatte, „wenn er Wi- derspruch erwartet.“

„Und in Erwartung dessen“, versetzte

der Friedensrichter, „analysirt und experi- mentirt er in seinem Laboratorium mit der größten Ruhe von der Welt; seine ab- schließliche Gegenüber ist fortwährend in Thätigkeit, er kocht und filtrirt so zu sagen seine Beweise heraus! . . .“

Der Agent schien sich bei dem Gedanken an heftige Debatten während der öffent- lichen Gerichtsverhandlungen nicht wenig zu freuen.

„Es ist sicher“, meinte er lächelnd, „daß dieser feige Schurke von Tremorel die Stirne haben wird, die Vergiftung Sau- vestre's zu leugnen — in seinem Interesse liegt's freilich — dann werden wir aber noch einen prächtigen Prozeß bekommen.“

Dieses eine Wort „Prozeß“ schien den Friedensrichter sehr unangenehm zu be- rühren — eine ungewöhnliche Blässe la- gerte sich auf seinem Gesicht.

„Es ist nicht nöthig“, rief er heftig aus, „daß ein Prozeß stattfindet, durchaus nicht.“

Die ungewöhnlich große Festigkeit des sonst so ruhigen und bedächtigen Friedens- richters machte den Agenten im höchsten Grade stutzen.

„Sonderbar!“ dachte der Agent bei sich.

„Aber weßhalb denn nicht?“ fragte der Agent den Friedensrichter verwundert an- blickend.

Ein nervöses Zittern durchschüttelte den alten Friedensrichter.

„Ich würde“, sagte er dann mit erstickter Stimme, „mein ganzes Vermögen hinge- ben, um nur einen Prozeß, eine öffentliche Verhandlung zu vermeiden. . . . Ja, mein ganzes Vermögen und mein Leben oben- drein, obwohl es nicht viel mehr werth ist. . . . Aber wie soll man diesen elenden Gra- fen den öffentlichen Gerichtsverhandlungen entziehen können? Welchen Ausweg soll man da erfinden? Sie allein, Herr Le- cocq, Sie allein können mir in dieser schre- cklichen Noth rathe, in welcher Sie mich sehen, Sie allein können mir helfen und beistehen. . . . Wenn es irgend ein Mittel gibt, dann werden Sie es ganz gewiß fin- den und mich retten. . . .“

„Aber mein lieber Herr. . .“ begann der Agent, der nicht wußte, was das Alles bedeutete, was er dazu sagen sollte.

„Erlauben Sie noch ein Wort und Sie werden mich verstehen. . . . Ich will frei und offen sprechen — offen wie mir selbst gegenüber. . . . dann werden Sie sich Manches erklären können, was Ihnen in meinem Benehmen vielleicht dunkel und seltsam erschienen ist.“

„Sie machen mich neugierig“, sagte der Agent gespannt.

„Es ist eine traurige Geschichte. Ich befand mich in jenem Alter, wo, wie man zu sagen pflegt, das Schicksal eines Men- schen sich entschieden hat, als plötzlich der Tod mir meine Gattin und meine beiden Söhne, meine ganze Freude und meine ganze Hoffnung auf dieser Welt, entriß.“

Ich stand jetzt allein mitten in diesem Le- ben, einsamer als ein Schiffbrüchiger mit- ten auf dem Meere, ohne jeden Halt. Ich war so zu sagen nunmehr ein Körper ohne Seele, als mich der Zufall nach Orzival verschlug. Ich lernte Herrn Courtois kennen, unseren Bürgermeister — er wurde mein Freund. . . . Ich lernte seine Tochter Laurence kennen. Es war ein junges Mäd- chen, etwa von achtzehn Jahren. . . . nie habe ich ein Geschöpf gesehen, welches so viele Vorzüge an Verstandigkeit, Anmuth, Un- schuld in sich vereinigte. . . . Courtois, sagte ich, war mein Freund. . . . sie wurde für mich bald wie meine eigene Tochter. Ohne Zweifel liebte ich sie damals, aber ich wollte mir es nicht eingestehen, und war übrigens mit mir auch nicht ganz im Klaren.“

Der Friedensrichter fuhr fort: „Sie war noch so jung, und ich schon vorge- rückt an Jahren. Ich gefiel mir in dem Gedan- ken, daß meine Zuneigung die eines Vaters wäre, und wirklich schien sie mich auch wie ihren Vater zu lieben.“

„Ach! wenn ich noch der süßen Stunden gedenke, die sie mit ihrem kindlichen Ge- plauder, und ihren naiven Vertraulich- keiten ausfüllte. . . . Wenn sie in den Auen meines Gartens umherirrend die Rosen pflückte, die ich für sie gepflanzt, und ich sie meine Treibhäuser plündern sah. . . . ja, dann war ich glücklich, und wenn ich sonst trübselig und gedrückt einher- schlich, in jenen Augenblicken war ich über- glücklich. . . .“ dann sagte ich mir, daß das Leben doch eine herrliche Gabe Gottes ist. . . .“

Mein Traum war damals, ihr im Leben zu folgen, ich wiegte mich in dem Gedan- ken, sie einst an einen Mann verheirathet zu sehen, der sie glücklich machen würde, und ich würde der Freund der Frau ge- blieben sein, nachdem ich der Vertrauens- mann des jungen Mädchens gewesen war.“

(Fortsetzung folgt.)

erte ihm zu lange, ehe er den Grafen in sicherem Gewahrsam wußte.

In diesem Augenblicke, ertönte draußen die Klingel. Gleich darauf stieg Janouville den Kopf zur Thür hinein und sagte:

„Ein Agent von Courbeil, Namens Coulaud, wünscht Sie zu sprechen. Soll ich ihm öffnen?“

„Ja, und laß ihn dann hier eintreten.“

Sogleich trat Coulaud ein — in stramm- ter militärischer Haltung, in seine besten Festgewänder gekleidet.

„Was kommt Du hier zu suchen“, fuhr Lecocq den Beamten barsch an, „und wer hat sich herausgenommen, Dir meine Adresse zu geben?“

„Mein Herr“, sagte Coulaud, durch die- sen nicht weniger als lebenswichtigen Empfang sichtlich eingeschüchtert, „ent- schuldigen Sie gütigst, ich bin von dem Herrn Doktor Gendron geschickt, um dem Herrn Friedensrichter von Orzival diesen Brief hier zu übergeben.“

„In der That“, bemerkte der Friedens- richter, „habe ich den Doktor gestern Abend gebeten, mich durch einen Boten von dem Resultate der Leichenschau in Kenntniß zu setzen und ich habe mir die Freiheit genommen, diesen Boten in Ihre Wohnung zu bestellen.“

Lecocq wollte seinem Gaste den Brief übergeben, welchen Coulaud ihm eben hin- gereicht hatte.

„O!“ sagte der Friedensrichter, „öffnen Sie ihn, es sind keine Geheimnisse da- rin.“

„Gut denn“, sagte der Agent, „aber gehen wir in unser Cabinet.“ Dann rief er Janouville.

„Du wirst dem Manne ein Dejeuner be- reiten.“

„Coulaud hast Du heute Morgen schon gegessen?“ wandte er sich zu dem Polizei- beamten.

„Ein wenig. . .“ antwortete dieser schüchtern.

„Dann nimm einen guten Bissen zu Dir und trinke eine gute Flasche Wein auf meine Gesundheit.“

Als Lecocq mit dem Friedensrichter von Orzival wieder in seinem Cabinet war, sagte er:

„Sehen wir jetzt, was uns unser guter Doktor schreibt.“

„Mein lieber Fleury!“

Du hast mich um umgehende sichere Nachricht gebeten; ich beileide mich, ei- nige wenige Zeilen hinzuworfen, die ich, wie verabredet, bei unserem Zauberer abgehen lasse. . . .“

„O“, murmelte der Agent sich unterbre- chend, „der Doktor ist in der That zu schmeichehaft!“

Trotzdem gefiel ihm das Compliment nicht wenig.

„Heute Morgen um 3 Uhr“, fuhr der Agent in der Fortsetzung fort, „haben wir die Ausgrabung der Leiche des armen Sau- vestre bewirken lassen. Mein Verfahren war einfacher, als man vielleicht vermuthen sollte. Nachdem ich die verdächtigen Stoffe in zweimal so großer Menge Alkohol hatte tauchen lassen, ließ ich vorsichtig die Flüssigkeit in ein Gefäß mit wenig hohen Rändern abfließen, dessen Boden mit einem Papier bedeckt ist, auf welchem ich nach der Uebersicht meine Reagenzien habe fixiren können.“

Wenn das Papier seine Farbe nicht änderte, so war kein Gift vorhanden — im entgegengesetzten Falle ist an dem Vorhandensein des Giftes nicht zu zweifeln. Nun aber mußte mein Papier, von hellgelber Farbe, sollten wir uns nicht täu- schen, braune Flecken zeigen oder vollstän- dig die braune Farbe annehmen. Im Voraus hatte ich dem Untersuchungsrichter und den mir beigegebenen Sachverständigen meine Erfahrungen mitgetheilt und dargestellt. Und was zu sehen war mir vergönnt! Bei dem ersten Tropfen Alko- hol färbte sich das Papier sogleich in's tiefste Braun. Die Stoffe, welche ich der Untersuchung unterworfen hatte, waren buchstäblich mit Alomit gesättigt. Nie- mals habe ich in meinem Laboratorium nur so überraschende Resultate erzielt. Ich erwarte freilich bei den öffentlichen Ver- handlungen, daß man die Gewissheit mei- nes Versuches bestreitet wird, aber ich habe Mittel in der Hand, alle Einwendun- gen sogleich zu widerlegen und alle Che- miker, die man mir entgegenstellen wird, von der Richtigkeit meiner Ansichten zu überzeugen. Daß mir dieser Erfolg eine nicht geringe Genugthuung bereitet, kannst Du wohl denken. . . .“

Gendron.

„Er hat ganz Recht“, meinte der Agent, nachdem er geendet hatte, „wenn er Wi- derspruch erwartet.“

„Und in Erwartung dessen“, versetzte

der Friedensrichter, „analysirt und experi- mentirt er in seinem Laboratorium mit der größten Ruhe von der Welt; seine ab- schließliche Gegenüber ist fortwährend in Thätigkeit, er kocht und filtrirt so zu sagen seine Beweise heraus! . . .“

Der Agent schien sich bei dem Gedanken an heftige Debatten während der öffent- lichen Gerichtsverhandlungen nicht wenig zu freuen.

„Es ist sicher“, meinte er lächelnd, „daß dieser feige Schurke von Tremorel die Stirne haben wird, die Vergiftung Sau- vestre's zu leugnen — in seinem Interesse liegt's freilich — dann werden wir aber noch einen prächtigen Prozeß bekommen.“

Dieses eine Wort „Prozeß“ schien den Friedensrichter sehr unangenehm zu be- rühren — eine ungewöhnliche Blässe la- gerte sich auf seinem Gesicht.

„Es ist nicht nöthig“, rief er heftig aus, „daß ein Prozeß stattfindet, durchaus nicht.“

Die ungewöhnlich große Festigkeit des sonst so ruhigen und bedächtigen Friedens- richters machte den Agenten im höchsten Grade stutzen.

„Sonderbar!“ dachte der Agent bei sich.

„Aber weßhalb denn nicht?“ fragte der Agent den Friedensrichter verwundert an- blickend.

Ein nervöses Zittern durchschüttelte den alten Friedensrichter.

„Ich würde“, sagte er dann mit erstickter Stimme, „mein ganzes Vermögen hinge- ben, um nur einen Prozeß, eine öffentliche Verhandlung zu vermeiden. . . . Ja, mein ganzes Vermögen und mein Leben oben- drein, obwohl es nicht viel mehr werth ist. . . . Aber wie soll man diesen elenden Gra- fen den öffentlichen Gerichtsverhandlungen entziehen können? Welchen Ausweg soll man da erfinden? Sie allein, Herr Le- cocq, Sie allein können mir in dieser schre- cklichen Noth rathe, in welcher Sie mich sehen, Sie allein können mir helfen und beistehen. . . . Wenn es irgend ein Mittel gibt, dann werden Sie es ganz gewiß fin- den und mich retten. . . .“

„Aber mein lieber Herr. . .“ begann der Agent, der nicht wußte, was das Alles bedeutete, was er dazu sagen sollte.

„Erlauben Sie noch ein Wort und Sie werden mich verstehen. . . . Ich will frei und offen sprechen — offen wie mir selbst gegenüber. . . . dann werden Sie sich Manches erklären können, was Ihnen in meinem Benehmen vielleicht dunkel und seltsam erschienen ist.“

„Sie machen mich neugierig“, sagte der Agent gespannt.

„Es ist eine traurige Geschichte. Ich befand mich in jenem Alter, wo, wie man zu sagen pflegt, das Schicksal eines Men- schen sich entschieden hat, als plötzlich der Tod mir meine Gattin und meine beiden Söhne, meine ganze Freude und meine ganze Hoffnung auf dieser Welt, entriß.“

Ich stand jetzt allein mitten in diesem Le